

kermannsgemeinde, Kirche in Not, Europäischer Hilfsfonds, Caritas Internationalis ...

Von Ihrer Seite erhielten wir nicht nur materielle, sondern auch moralische und politische Unterstützung, die sich während langer Jahre besonders im Rundfunk und in Fernsehsendungen gezeigt haben.

Es ist viel, wofür wir Ihnen danken müssen, was Ihre Liebe zu geben vermochte, ohne Rücksicht auf all das Negative, das sich zwischen unseren Völkern angesammelt hatte. Möge Gott Ihre Hilfe überreich belohnen!

All dies ist ein großer Beitrag zur Entwicklung des gemeinsamen Dialogs zwischen unseren Kirchen und Völkern in Gegenwart und Zukunft.

IV. Die Kirche in unseren Ländern, ebenso wie die Kirche in Ihrer Heimat, ging durch diese Zeit bereichert um viele Erfahrungen im Glauben, die wir in dieser neuen Zeit nicht vergessen wollen, hervor, denn auch diese sind eine große Gabe Gottes. Die schmerzlichen Etappen unserer jüngsten gemeinsamen Geschichte zeigen deutlich, daß das Unglück aus gottlosen Systemen kam und aus der Unvollkommenheit und den Schwächen unseres christlichen Lebens. Der hl. Paulus bringt so deutlich auch für uns in Erinnerung: „Sie verfielen in ihrem Denken der Nichtigkeit, und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert ... Sie vertauschten die Wahrheit Gottes mit der Lüge“ (Röm 1; 21 b.25 a).

Beides führt uns zu der Schlußfolgerung, daß unsere Kirchen durch die letzten Erfahrungen dazu disponiert sind, ihren Beitrag zum Streben nach dem Aufbau eines vereinten Europa auf neuen Grundlagen zu bringen. Es müssen dies Grundlagen der Liebe Gottes, der Vergebung und der Wahrheit des Evangeliums sein. Das sind die einzigen Kräfte, die eine geeinte Welt schaffen können, damit künftige Generationen nicht neue Erklärungen des Bedauerns über Ruinen zu schreiben genötigt sein müssen. Erfreut lasen wir in Ihrem Brief über die Zusammenarbeit an einer besseren Zukunft. Wir wollen gemeinsam mit Ihnen auch durch diese Schritte ein Zeugnis des Glaubens in der heutigen Welt geben, damit wir als Kirche den Menschen der heutigen Zeit dienen können. Wir sehnen uns nach einer engeren Zusammenarbeit, gegenseitigem persönlichem Kennenlernen im Leben unserer Kirchen, nach

einem Austausch von Erfahrungen, weil Sie für uns wertvolle Erfahrungen mit der Welt haben, für die sich uns nun Horizonte öffnen. Wir hoffen dabei, daß auch unsere Erfahrungen Sie bereichern können. Die vergangenen Jahre des gewaltsamen Atheismus haben uns gezeigt, daß ein Glaube, der auf der Annahme des Kreuzes aufgebaut ist, nicht vernichtet werden kann, jedoch durch Leiden geläutert und vertieft wird.

Auf diese Weise wird unsere Versöhnung erreicht, da persönliches Kennenlernen und gegenseitiger Austausch eine Bereicherung ist. Das ist ein wertvoller Beitrag zu den Grundlagen einer Zivilisation der Liebe für ein neues Europa.

Wir sind glücklich, daß gerade bei uns in Velehrad, an der Wiege unseres Christentums, Papst Johannes Paul II. die Einberufung der außerordentlichen Synode über die Evangelisierung Europas verkündet hat. Wir fühlen daher die Verpflichtung in den Spuren der Mitpatrone Europas, der hl. Cyrill und Methodius, zu dessen Aufbau beitragen zu können.

In den böhmischen Ländern haben wir bereits vor drei Jahren eine zehnjährige geistige Erneuerung der Nation begonnen, als Vorbereitung für das Millennium des Martyriums des hl. Adalbert im Jahre 1997. In der Slowakei beginnt die geistige Vorbereitung für den Eintritt in das dritte Jahrtausend. Der Sinn beider pastoraler Programme ist die Erneuerung des Lebens sowohl der einzelnen als auch der Gesellschaft auf christlicher Grundlage, weil wir überzeugt sind, daß eine gesunde Gesellschaft nur auf dem gelebten Evangelium aufgebaut werden kann.

In Europa sind Mauern gefallen, aufgebaute Systeme ohne Gott, die den Osten vom Westen getrennt haben. Es bleibt jedoch, ja, es wächst sogar der Konsummaterialismus, der die Menschen von Gott und voneinander trennt. Es gibt hier noch Barrieren, die durch Egoismus, Lieblosigkeit, durch den Verlust des lebendigen Glaubens an Gott, durch Veränderung des Lebensziels und eine Wertverschiebung bewirkt werden.

Europa wird erst glücklich werden, wenn diese Hindernisse fallen werden. Darin sehen wir unsere gemeinsame Aufgabe – das Werk, an dem wir mit Ihnen mitarbeiten wollen.

Das Gottesvolk als Subjekt der Überlieferung

Dogmatikertagung über Tradition und Erneuerung

Glaube ist auf Überlieferung angewiesen, bildet sie aber immer auch schöpferisch weiter. Welche Rolle spielen Lebramt und Theologie im Prozeß der Überlieferung, und in welcher Weise sind die Gläubigen daran beteiligt? Wie läßt sich der Glaube in einer Gesellschaft weitergeben, die keine selbstverständliche Bindung an Tradition mehr kennt? Mit diesen

Fragen beschäftigten sich die deutschsprachigen Dogmatiker und Fundamentaltheologen unter dem Thema „Tradition und Erneuerung“ auf ihrer Tagung vom 23. bis 28. September im Wallfahrtsort Vierzehnheiligen.

Weder kulturell-gesellschaftlich noch kirchlich ist Tradition heute eine selbstverständliche, inhaltlich klar umris-

sene und in ihrer Geltung unumstrittene Größe. Die moderne Gesellschaft ist durch den Zwiespalt geprägt, daß in ihr zwar die Bestände der geschichtlichen Überlieferung aller Zeiten und Regionen prinzipiell verfügbar sind, gleichzeitig aber kein verbindlicher Kanon traditioneller Weltdeutungen, Bildungsinhalte und Wertvorstellungen mehr besteht und das Verhältnis zur Tradition dadurch in die auswählende Beliebigkeit des einzelnen gestellt wird. Dementsprechend mischt sich im zeitgenössischen Bewußtsein auch vielfach das Ja zu einer weiteren Beschleunigung des Modernisierungsprozesses mit dem Wunsch nach Bewahrung oder Wiederbelebung traditioneller Lebensformen und Kulturgüter. Auf diesem Hintergrund wird dann oft auch die Kirche gesehen: Man wünscht sie sich primär als Instanz für die Vermittlung überlieferter Wertvorstellungen und schätzt sie als Reservoir für das kulturelle Erbe in liturgischen Formen, Musik und Architektur.

In der Kirche selber werden unterschiedliche Positionen im Blick auf Umfang, Auslegungsweise und Geltung von Tradition vertreten. Sehr massiv und eindeutig hat die traditionalistische Bewegung Stellung bezogen, deren Lefebvre-treuer Teil seit den unerlaubten Bischofsweihen im Frühsommer 1988 von der katholischen Kirche abgespalten ist: Für Erzbischof Lefebvre und seine Anhänger war das Zweite Vatikanum ein unheilvoller Bruch mit der katholischen Tradition. Aber auch jenseits dieser Extremposition ist ein Streit um die Tradition im Gange. Hinter den innerkirchlichen Auseinandersetzungen von der Diskussion über Katechismen bis zu der über die Sexualmoral steckt meist ein Dissens darüber, was zur verbindlichen Glaubensüberlieferung gehört, wie sie heute ausgelegt und weitergegeben werden kann bzw. muß und auch welcher Stellenwert dabei dem Zweiten Vatikanum und den durch das Konzil angestoßenen Veränderungen zukommt.

Das neue Traditionsverständnis des Konzils

Das Zweite Vatikanum war nicht zuletzt für das theologische Verständnis von Tradition eine grundlegende Weichenstellung. Seit der Reformation und dem Konzil von Trient ging es beim Thema Tradition vor allem um das Verhältnis von Schrift und Überlieferung als Glaubensquellen: dem reformatorischen „sola scriptura“ setzte man auf katholischer Seite die Aussage entgegen, daß die Heilsbotschaft „in geschriebenen Büchern und ungeschriebenen Überlieferungen“ enthalten sei (DS 1501). In dieser Linie hatte auch noch die Theologische Vorbereitungskommission für das Zweite Vatikanum ein Schema über die Quellen der Offenbarung vorbereitet, das u. a. auf die Bedeutung der Überlieferung als inhaltlich relevanter Glaubensquelle neben der Schrift abhob.

Dieses Schema wurde von den Konzilsvätern verworfen, und es kam statt dessen zur Erarbeitung und Verabschiedung der Offenbarungskonstitution „Dei Verbum“, die

die nachtridentinischen Engführungen im Offenbarungs- und Traditionsverständnis grundsätzlich überwindet. Bei der Dogmatikertagung sprach *Peter Hünermann* (Tübingen) von einer „gewandelten Gesamtstruktur des Traditionsverständnisses“ in der Offenbarungskonstitution. Als den entscheidenden Neuanfang von „Dei Verbum“ stellte er dabei die Berücksichtigung der geschichtlichen Vermitteltheit als Konstitutivum von Überlieferung heraus. Während bei den Kirchenvätern, im Mittelalter und bis ins 19. Jahrhundert geschichtliche Distanzen und Differenzen im Glaubensverständnis in einer jeweils verschiedenen Art religiöser Unmittelbarkeit ausgeblendet blieben, habe das Konzil Überlieferung als je neue geschichtliche Aneignung der Glaubensbotschaft bestimmt und damit den Herausforderungen durch die Neuzeit (Entdeckung der Pluralität der Kulturen und Herausstellen der Subjekthaftigkeit des Menschen) Rechnung getragen. Hünermann machte gleichzeitig auf eine Grenze der Konzilsaussagen aufmerksam, die seiner Meinung nach die Unsicherheiten der Nachkonzilszeit mitbedingte. Das Zweite Vatikanum habe in „Dei Verbum“ sein Konzept von der Offenbarung und ihrer Weitergabe weniger argumentativ-begrifflich erörtert als vielmehr „erzählt“. Die Konzilsväter hätten den von ihnen vollzogenen grundlegenden Wandel des Offenbarungs- und Traditionsverständnisses nicht als solchen erfaßt, sondern ihre Aussagen als Ergänzung zu denen des Tridentinums und des Ersten Vatikanums betrachtet. Weder die Amtsträger noch die Theologen und auch nicht die Gläubigen hätten gewußt, wie mit der neuen Grundorientierung umzugehen sei, und seien sich ihrer Implikationen bewußt gewesen.

Der Tübinger Dogmatiker qualifizierte die kürzlich veröffentlichte Instruktion der Glaubenskongregation über die kirchliche Berufung der Theologen (vgl. HK, August 1990, 365 ff.) als ein „klassisches Dokument der Unsicherheit der Amtsträger“ (vgl. auch Hünermanns Kommentar zur Instruktion: HK, August 1990, 373 ff.). An dem römischen Dokument konnten die Dogmatiker und Fundamentaltheologen im Rahmen ihres Tagungsthemas unmöglich vorbeigehen. Schließlich handelt die Instruktion von der Rolle des Lehramts und der Theologie bei der Auslegung und Weitergabe des Glaubens. Dabei ist ein Verständnis von Überlieferung leitend, das in entscheidenden Punkten hinter den Neuanfang von „Dei Verbum“ zurückfällt bzw. diesen zugunsten älterer Verstehensmodelle in den Hintergrund rückt. So kritisierte Hünermann in seinem Referat, in der Instruktion würden die Kompetenzen des Lehramts in abstrakter Weise herausgestellt; die Geschichtlichkeit des Glaubens werde dagegen übersehen.

Der Bochumer Fundamentaltheologe *Hermann Josef Pottmeyer* ordnete die Instruktion über die kirchliche Berufung der Theologen in ihren *größeren kirchen- und theologiepolitischen Zusammenhang* ein und stellte dabei unmißverständlich die problematischen Verengungen in der gegenwärtigen lehramtlichen Sicht von Theologie und

Kirche heraus. Pottmeyer hob vor allem auf die Forderung der Instruktion (Nr. 23) ab, daß auch nicht unfehlbare Lehräußerungen, die vom Lehramt „definitiv“ vorgelegt werden, „fest angenommen und beibehalten“ werden müssen. Die Instruktion beruft sich dabei auf den neuen kirchlichen Treueeid (vgl. HK, April 1989, 153 f.), wo die Kategorie der zwar nicht formell definierten, aber „definitiv“ vorgelegten kirchlichen Lehraussagen erstmals in dieser Form auftaucht. Die Zuspitzung der Gehorsamsforderung von „Lumen gentium“ Nr. 25 („Dieser religiöse Gehorsam des Willens und Verstandes ist in besonderer Weise dem authentischen Lehramt des Bischofs von Rom, auch wenn er nicht kraft höchster Lehrautorität spricht, zu leisten“) über c. 752 CIC bis zu Treueeid und Instruktion mache, so Pottmeyer, einen „fatalen Eindruck“. Auch eine buchstäbliche, unhermeneutische Auslegung des Konzils, wie sie in der offiziellen Rezeption begegne, trage *traditionalistische Züge*; Traditionalismus gebe es nicht nur bei kirchlichen Randgruppen, sondern überall dort in der Kirche, wo die gemeinsame Wahrheitsfindung im Gottesvolk unangemessen eingeschränkt werde.

Das Volk Gottes und sein Glaubenssinn

Damit schlug Pottmeyer den Grundton an, der auf der Tagung in Vierzehnheiligen für die positive Bestimmung des Traditionsverständnisses im Rückgriff auf das Konzil und in Absetzung von gegenwärtigen Engführungen zugunsten der Lehramtskompetenz leitend war: Es wurde durchweg betont, daß am Prozeß der Überlieferung das *ganze Volk Gottes* Anteil hat; in der Tradition steht dafür u. a. die Lehre vom „sensus fidelium“, vom Glaubenssinn des Gottesvolkes, und von der Rezeption als unerläßlichem Element der Lehrentwicklung in der Kirche. Hünermann kritisierte an der Instruktion, daß in ihr das Volk Gottes von Abschnitt zu Abschnitt sein Subjektsein mehr einbüße, und machte demgegenüber geltend, daß das Leitungsamt die *Subjekthaftigkeit des Gottesvolkes* respektieren müsse. Pottmeyer hob hervor, die Rezeption aus Gehorsam, wie sie vom Lehramt derzeit urgiert werde, könne höchstens eine Übergangsphase zur Rezeption einer kirchlichen Lehraussage aus Einsicht sein; sie könne die inhaltliche Prüfung einer Lehre nicht verbieten. Bei nicht unfehlbaren Lehraussagen genüßten schon begründete Zweifel, um den Vertrauensvorschuß gegenüber dem Lehramt aufzugeben.

Unvermeidlicherweise tauchte die Frage auf, ob und wie sich ein besonderer Autoritätsanspruch des kirchlichen Amtes noch begründen läßt, wenn Wahrheitsfindung in der Kirche als Aufgabe des ganzen Gottesvolkes gesehen wird. Eine Antwort darauf: Es macht das Spezifikum der Kirche aus, daß es in ihr „unterschiedliche Artikulationsformen des Subjektseins“ gibt (Hünermann) und sie nicht aus gleichberechtigten Subjekten besteht, die sich miteinander im Sinn eines Gesellschaftsvertrags verständigen. Entscheidend sei, daß eine institutionalisierte Methode

für das Zusammenspiel der verschiedenen, jeweils in sich subjekthaften Instanzen in der Kirche gefunden werde. Pottmeyer wies in diesem Zusammenhang auf die unterschiedlichen Phasen der Lehrentwicklung hin. Während die verbindliche Entscheidung über die Zugehörigkeit einer Lehre zum Glauben der Kirche Sache des Amtes ist, ist der Beitrag der Theologen und des Gottesvolkes für die Vorbereitung wie für die Rezeption einer Lehrentscheidung unverzichtbar; das Lehramt habe weder ein Wissens- noch ein Auslegungsmonopol. Vor allem die einzelnen *Ortskirchen* müßten als Subjekte der Auslegung von Tradition ernst genommen werden.

Daß Traditionsaneignung und -weitergabe in der Kirche nicht über die Köpfe der Gläubigen hinweg geschehen kann, läßt sich nicht nur von den neutestamentlichen und altkirchlichen Grundlagen des Kirchenverständnisses her (Kirche als „*communio*“) begründen, sondern wird auch durch die Lebensbedingungen der modernen Gesellschaft gefordert. Darauf machte bei der Dogmatikertagung der Religionssoziologe *Karl Gabriel* (Vechta) aufmerksam. Die Weitergabe von Tradition sei auch heute auf Institutionen angewiesen; diese müßten aber gleichzeitig ein hohes Maß an Sensibilität und Offenheit für die sehr unterschiedliche individuelle Aneignung von Tradition aufbringen. Wenn sie das gestiegene Autonomiebedürfnis außer acht ließen und sich nicht darüber im klaren seien, daß Tradition unter den gegenwärtigen Bedingungen jeweils bewußt gewählt werden müsse, stünden sich Traditionsinstitutionen wie die Kirchen selber im Weg. Für Gabriel hat sich die Herausforderung für die Kirche in der Bundesrepublik deshalb verschärft, weil sich die von der klassischen Industriegesellschaft hervorgebrachten und mit ihr koexistenten traditionellen Milieus (vor allem auch das katholische Milieu) durch einen neuen Modernisierungsschub seit den sechziger Jahren weitgehend aufgelöst hätten.

Tradition ist ein komplexes Geschehen

In Anknüpfung an einschlägige Überlegungen von *Franz-Xaver Kaufmann* (vgl. vor allem dessen Buch „*Religion und Modernität*“, Tübingen 1989) zeigte Gabriel, welche Risiken und Defizite die Auflösung traditionsgeprägter Lebensformen und der Ausfall verbindlicher Tradition für den einzelnen wie für die Gesellschaft mit sich bringen und welche Aufgaben und Chancen sich daraus für Christentum und Kirche ergeben. In der Öffentlichkeit verlange man von der christlichen Tradition vor allem „*Kosmisierungsleistungen*“, also einen Beitrag zur Schaffung eines sinnstiftenden Deutungssystems für die immer komplexere und unübersichtlichere Wirklichkeit. Solche Erwartungen nach Sinnstiftung und universalen Weltdeutung könnten die Kirchen allerdings nicht erfüllen. Gabriel sah ihre genuinen Aufgaben in zwei anderen Problembereichen: Sie könnten ihr ideologiekritisches Potential gegen Totalitätsansprüche im Zug der immer schnelleren Modernisierung zur Geltung bringen und durch die Förderung *neuer Sozialformen* ein Korrektiv an-

gesichts zunehmender Bindungs- und Beziehungsprobleme sein.

Wenn man es nicht beim sozialwissenschaftlichen Modell beläßt, sondern die kirchliche Wirklichkeit genauer in Augenschein nimmt, wirft eine solche Aufgabenstellung etliche Fragen auf, die bei der Dogmatikertagung auch angesprochen wurden: Ist der Gesellschaft in ihren Identitäts- und Beziehungsproblemen mit neuen kirchlichen Milieus geholfen, die sich auf ihre spezifische Frömmigkeit zurückziehen oder sich fundamentalistisch verhärten? Wo gibt es in der Kirche Gruppen, die dazu in der Lage sind, als kritisches Potential gegenüber negativen Folgen der Modernisierung zu fungieren, bzw. worin unterscheiden sie sich dann von den neuen sozialen Bewegungen? Was geschieht überhaupt mit der Institution Kirche und ihrer Tradition, wenn die bisherigen Milieus wegfallen und ihr damit weithin der Unterbau fehlt?

Es war auf diesem Hintergrund anregend, daß der Frankfurter Dogmatiker *Siegfried Wiedenhofer* in seinem Referat zur kirchlichen Glaubensüberlieferung im Spannungsfeld kirchlicher Strukturen theologische mit human- und sozialwissenschaftlichen Zugängen kombinierte. Wiedenhofer richtete dabei den Blick auf die verschiedenen Grundgestalten von Kirche (Hausgemeinde, Ortsgemeinde, bischöfliche Ortskirche und Universalkirche), die nicht aufeinander reduzierbar, aber auch nicht voneinander isolierbar sind, um so die Komplexität kirchlicher Tradition zu veranschaulichen. Als Grundform *hausgemeindlicher* Tradition bestimmte er dabei die alltägliche gemeinsame Lebens- und Glaubenspraxis; sie bilde damit auch ein Korrektiv gegen Bürokratisierung und Überinstitutionalisierung wie gegen übertriebene Spiritualisierung. Demgegenüber werde in der *Ortsgemeinde* der Öffentlichkeitsanspruch des christlichen Glaubens sichtbar; in ihr sei der Gottesdienst entscheidender Kristallisationspunkt von Tradition. Gottesdienst könne die Mitte des gemeindlichen Handelns aber nur sein, wenn er mit dem Weltdienst verbunden sei, er sei auf Glaubenspraxis und Glaubenswissen angewiesen.

In der Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanums heißt es im Kapitel über die Weitergabe der göttlichen Offenbarung (Art. 8): „Was von den Aposteln überliefert wurde, umfaßt alles, was dem Volk Gottes hilft, ein heiliges Leben zu führen und den Glauben zu mehren. So führt die Kirche in Lehre, Leben und Kult durch die Zeiten weiter und übermittelt allen Geschlechtern alles, was sie selber ist, alles, was sie glaubt.“ Der Begriff der Tradition wäre engeführt, würde man ihn vor allem auf die Lehre bzw. die Überlieferung der Glaubensinhalte beziehen und die anderen Grundvollzüge, wie Glaubenspraxis, Gottesdienst und Sakramente, außer acht lassen. Die Überlegungen Wiedenhofers machten deutlich, wie sehr die einzelnen Ebenen und Orte der Weitergabe von Glaubensüberlieferung aufeinander angewiesen sind (die Glaubenspraxis braucht den Gottesdienst, um als solche unterscheidbar zu bleiben und sich ihres Grundes und Ziels zu vergewissern), daß sie sich

gleichzeitig aber auch gegenseitig entlasten (im Gottesdienst liegt der Akzent auf der Feier des in der Überlieferung Vorgegebenen; er muß deshalb nicht im gleichen Maß schöpferisch oder interaktiv sein wie andere Glaubensvollzüge). Der Aufweis der Komplexität des Überlieferungsgeschehens gerade auch unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft ist auch deshalb hilfreich, weil er davon abhalten kann, einzelne Felder oder Ebenen mit falschen Erwartungen zu überfrachten und damit zu überfordern: Noch so interessante und intelligente Glaubensbücher und Katechismen oder vorbildlich und lebendig gestaltete Gottesdienste können die Glaubensweitergabe in Familien, Gruppen oder Gemeinschaften nicht ersetzen.

Theologie hat eine unverzichtbare Aufgabe

Auch die Theologie hat im Gesamtgefüge von Tradition nur eine *begrenzte*, als solche aber *unverzichtbare Aufgabe*. Sie kann nicht die Tradierungskrise des Glaubens beheben, wohl aber dabei Klärungen und Hilfestellungen leisten. In einer Hinsicht gab es dazu bei der Tagung in Vierzehnheiligen grundlegende und weiterführende Beiträge: Es wurde klar herausgearbeitet, welche Funktion die einzelnen Instanzen der Traditionsweitergabe im Kontext einer *Communio-Ekklesiologie* haben bzw. haben sollten und in welche Sackgassen die Kirche gerät, wenn sie traditionalistischen Versuchungen nachgibt, indem die schöpferische Neuaneignung von Tradition unterbelichtet und gleichzeitig die Lehramtskompetenz überbetont wird. Im übrigen verabschiedeten die Dogmatiker und Fundamentaltheologen bei ihrer Tagung eine Erklärung zur Instruktion der Glaubenskongregation, in der deutlich auf Schwachstellen und Einseitigkeiten des Textes hingewiesen wird (vgl. ds. Heft, S. 542).

Weithin ausgeblendet blieb in Vierzehnheiligen dagegen der *inhaltliche* Aspekt von Tradition, also die Frage, welche Elemente der vielfältigen Glaubensüberlieferung heute besonders gewichtet werden müßten bzw. unter welchen leitenden Gesichtspunkten die Überlieferung heute ausgelegt, kritisch befragt und weitergedacht werden müßte. Ausdrücklich einbezogen wurden in Fortführung des Tagungsthemas von 1988 („Als Mann und Frau schuf er sie“; vgl. HK, Dezember 1988, 584 ff.) nur die Anfragen der *feministischen Theologie*, der es ja um eine umfassende Kritik und Neuaneignung der Glaubensüberlieferung geht. Die Überlegungen der evangelischen Theologin *Susanne Heine* (bisher Wien, vom Wintersemester an in Zürich) zur feministischen Hermeneutik im Spannungsfeld von christlicher Anthropologie und sozialer Wirklichkeit gingen mit weiten Teilen der feministischen Theologie allerdings kritisch ins Gericht: Frau Heine lehnte die teilweise geforderte feministische Parteilichkeit als Voraussetzung für die historische Rekonstruktion der Frauengeschichte ab und insistierte darauf, daß es keine von der männlichen unterschiedene weibliche Theologie geben könne.

Ulrich Rub